

Bettina Beer / Anika König (Hg.)

Methoden ethnologischer Feldforschung

Reimer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

3. überarbeitete und erweiterte Auflage 2020
© 2020 by Dietrich Reimer Verlag GmbH, Berlin
www.reimer-verlag.de

Umschlaggestaltung: Nicola Willam · Berlin
Umschlagabbildung: Heiner Schnoor · Hamburg
Satz: Dietrich Reimer Verlag · Berlin
Druck: Salzland Druck GmbH & Co. KG, Staßfurt
Papier: 115 g/m² Lumisilk, Schriftart: Times Linotype

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

ISBN 978-3-496-01643-4

Inhalt

Vorwort

7

Bettina Beer und Anika König

1 Einleitung: Methoden der
ethnologischen Feldforschung

9

Brigitta Hauser-Schäublin

2 Teilnehmende Beobachtung

35

Bettina Beer

3 Systematische Beobachtung

55

Thomas Widlok

4 Zur Bedeutung der Sprache
für die ethnologische Feldforschung

77

Judith Schlehe

5 Qualitative ethnographische Interviews

91

Martin Sökefeld

6 Strukturierte Interviews und Fragebögen

113

Julia Pauli

7 Ethnographischer Zensus

139

Roland Hardenberg
8 Die Genealogische Methode:
Eine kritische Einführung und Anleitung
159

Michael Schnegg
9 Die ethnologische Netzwerkanalyse
179

Christoph Antweiler
10 Kognitive Methoden
201

Anika König
11 Digitale Ethnographie
223

*Laura Coppens, Martha-Cecilia Dietrich,
Michaela Schäuble*
12 Audiovisuelle Forschungsmethoden
241

Hans Fischer und Bettina Beer
13 Dokumentation von Feldforschungsdaten
261

Hansjörg Dilger
14 Ethik und Reflexivität in der Feldforschung
283

Bibliographie
303

Angaben zu den AutorInnen
331

Vorwort

Vermutlich haben die technischen Veränderungen der letzten Jahrzehnte keinen Teilbereich der Ethnologie so stark verändert wie die Datenerhebung und Methodologie des Faches. Auch deshalb war seit der zweiten Auflage von 2008 eine komplett überarbeitete und erweiterte Neuauflage überfällig. Einige Artikel wurden überarbeitet und andere durch neue ersetzt. Neu aufgenommen wurden Beiträge zur digitalen Ethnographie und zum Thema Ethik in der Feldforschung.

Methoden ethnologischer Feldforschung richtet sich an Studierende, die sich in ihrer Ausbildung Grundkenntnisse empirischer Datenerhebung aneignen wollen, und an diejenigen, die ein studienbegleitendes Feldforschungspraktikum durchführen oder im Rahmen der Promotion eine erste Feldforschung planen. Ziel dieses Bandes ist es, deutschsprachiges, leicht verfügbares Lehrmaterial bereitzustellen, das im Unterricht von Nutzen ist. Für Veranstaltungen zur Einführung in die Methoden der ethnologischen Feldforschung können die einzelnen Kapitel verwendet werden, um die verschiedenen Verfahren einzuüben und in den Beiträgen angesprochene Fragen zu diskutieren. Insofern kann der Band sowohl für Lehrende als auch für Studierende im Unterricht und bei der Betreuung von Feldforschungsvorhaben verwendet werden. Der Band soll bei der allgemeinen Vorbereitung helfen, eine Übersicht über die Methoden geben sowie den Einstieg in die Auseinandersetzung mit einzelnen Verfahren erleichtern. Alle Beiträge geben zudem Hinweise auf weiterführende Literatur. Im Feld kann dieser Band dazu anregen, verschiedene Methoden auszuprobieren, und bei Fragen oder Problemen kann darin gezielt nachgelesen werden. Er ist also auch als Nachschlagewerk gedacht, das Studierende der Ethnologie und angrenzender Disziplinen über einen längeren Zeitraum begleiten kann.

Um interdisziplinären Entwicklungen und der wachsenden Popularität der Ethnographie über die Grenzen der Disziplin hinaus gerecht zu werden, positioniert dieser Band die ethnologische Feldforschung und ihre spezifischen Verfahren in Beziehung zu anderen Sozialwissenschaften. Außerdem nimmt er theoretische Diskussionen zu Globalisierung und Veränderungen der Feldforschung, die Reflexion der Forschung in postkolonialen Kontexten sowie die *anthropology at home* auf. Diese Veränderungen spiegeln sich auch in der Herausgeberschaft des Bandes, die durch Anika König erweitert wurde. Sie forschte nicht nur stationär und lang dauernd in Indonesien, sondern auch in transnationalen verwandtschaftlichen Netzwerken, die durch neue reproduktive Technologien hergestellt werden.

Im Gegensatz zu Methodenbüchern, die von einem/einer AutorIn verfasst wurden, spiegelt dieser Sammelband eine Vielzahl von Perspektiven wider. Damit soll eine möglichst große Bandbreite methodischer Ansätze dargestellt werden, die über die Schwerpunkte der Herausgeberinnen hinausgehen. Alle Beiträge wurden von Lehrenden der Ethnologie geschrieben, die Erfahrungen mit verschiedenen Verfahren der Datengewinnung gesammelt haben. Ihnen sei an dieser Stelle dafür gedankt, dass sie trotz des geringen zeitlichen Spielraums, den Forschung, Lehre und zunehmend Verwaltung an Universitäten übriglassen, anregende, lebendige und praktisch-anleitende Beiträge geschrieben haben. Gedankt sei auch allen Kolleginnen und Kollegen für Hinweise und Ratschläge aus ihren Erfahrungen in der Methodenlehre sowie den Studierenden, von denen wir in Methodenseminaren immer wieder viele Anregungen bekommen. Schließlich möchten wir uns bei Heiner Schnoor für die Gestaltung des Titelbildes bedanken und bei Lea Helfenstein und Katharina Steiner für die Bearbeitung der Bibliographie sowie die kritische Lektüre der Texte.

Wir widmen diese Einführung in die ethnologische Feldforschung Hans Fischer, der im deutschsprachigen Raum die praktische Ausbildung in der Methodenlehre maßgeblich angestoßen und die Entstehung dieses Lehrbuchs von Anfang an begleitet hat. Er starb während unserer Arbeit am Manuskript für den vorliegenden Band.

Bettina Beer und Anika König

1 Einleitung: Methoden der ethnologischen Feldforschung

Die ethnologische Feldforschung mit ihrer Betonung der Teilnehmenden Beobachtung ist der entscheidende methodologische Beitrag des Fachs Ethnologie (auch Kultur- und Sozialanthropologie) zu den Sozialwissenschaften. Bei der Zusammenarbeit in interdisziplinären Projekten liegt hierin die besondere methodologische Qualifikation, die Ethnologinnen und Ethnologen mitbringen. Sie beruht heutzutage auf einer systematischen Ausbildung, die kritische Lektüre von Texten zur Methodologie, das Einüben verschiedener Verfahren und deren angeleiteter Anwendung umfasst. Ohne Ausbildung bliebe es bei der bloßen Übernahme der Schlagworte „Ethnographie“, „Feldforschung“ oder „Teilnahme“ (siehe auch Hauser-Schäublin in diesem Band). Über Feldforschung wurde geschrieben, sie sei Paradigma, Ideologie oder Charakteristikum der Ethnologie (Fischer 2002, Stagl 2002). Die Feldforschung ist zentrale Methode des Faches, und gleichzeitig besteht sie aus vielen verschiedenen Verfahren bzw. Techniken der Datenerhebung. Verwirrend ist, dass „Methoden“, „Verfahren“ und „Techniken“ in der sozialwissenschaftlichen Literatur häufig synonym benutzt werden. Gemeint ist in allen Fällen ein reflektiertes, geplantes Vorgehen mit dem Ziel der Erhebung von Daten.

Ein erstes Merkmal ethnologischer Forschungen ist, dass EthnologInnen ihre Daten „im Feld“ erheben, also in der Lebenswelt der Untersuchten, und nicht wie andere WissenschaftlerInnen im Labor, am heimischen Schreibtisch oder in der Bibliothek. Diese Lebenswelt hat sich in den letzten Jahrzehnten jedoch stark verändert, was wiederum Einfluss auf ethnologische Feldforschungen hatte, wie im letzten Abschnitt dieser Einleitung dargestellt wird. So wird heute unter anderem in der Großstadt, in internationalen Organisationen oder auch in Kliniken geforscht. Aber zentral ist nach wie vor, dass es sich um einen nach räumlichen und zeitlichen Kriterien definierten Ausschnitt der Alltagspraxis handelt, der nicht als geschlossene Einheit, sondern als eine Vielzahl sozialer Beziehungen und Prozesse innerhalb eines offenen analytischen Feldes verstanden wird.

Das zweite Merkmal ist, dass im Rahmen der Feldforschung verschiedene Verfahren jeweils auf die Fragestellung zugeschnitten miteinander kombiniert werden. Diese Methodenvielfalt ist ein wesentlicher Vorteil ethnologischer Feldforschungen: Die verschiedenen Verfahren, Informations-

quellen und Daten ergänzen und kontrollieren sich gegenseitig. Sie sind das empirische Handwerkszeug von EthnologInnen und erfordern bestimmte Fertigkeiten und Kenntnisse.

Bei der Nutzung verschiedener Techniken machen EthnologInnen heutzutage aus guten Gründen keine prinzipielle Unterscheidung mehr zwischen qualitativen und quantitativen Datenerhebungsverfahren (siehe auch Bernard 2011). Als „qualitativ“ bezeichnet man alle Arten von Daten und Auswertungsverfahren, bei denen die inhaltliche Interpretation komplexer Informationen im Vordergrund steht und nicht die Anzahl quantifizierbarer Aspekte eines untersuchten Sachverhalts. Qualitative Daten können beispielsweise während der teilnehmenden Beobachtung gewonnene Informationen, ein Interview oder die Systematische Beobachtung eines Rituals sein. Quantitative Daten hingegen beziehen sich auf Aspekte der untersuchten Fragestellung, die „zählbar“ sind. Diese können z. B. durch einen Fragebogen oder durch einen ethnographischen Zensus erhoben werden. Hier interessiert EthnologInnen beispielsweise die Altersstruktur in der untersuchten Gruppe, das finanzielle Einkommen, der Verbrauch an Nahrungsmitteln usw. Es sind also einerseits die Daten selbst, die „quantitativ“ oder „qualitativ“ sein können, und andererseits die jeweiligen Auswertungsverfahren, die angewendet werden. Diese können dann auch bei der jeweils anderen Art von Daten angewandt werden – ein Interview kann beispielsweise (qualitativ) daraufhin interpretiert werden, wie ein bestimmtes Thema eingeführt und behandelt wird. Es könnte aber auch ausgezählt werden, wie häufig der oder die Interviewte bestimmte Wörter verwendet hat. Um es noch komplizierter zu machen, kann die Anzahl von Wörtern später wiederum interpretiert werden. Man kann sich etwa fragen, ob sie etwas über die soziale Zugehörigkeit des Sprechers aussagt – d. h., dass eine qualitative Auswertung quantitativer Daten vorgenommen wird. „Quantitativ“ und „qualitativ“ sind also weniger leicht voneinander abzugrenzen, als es zunächst scheint, und häufig werden diese Begriffe auch nicht sehr präzise verwendet.

In ethnologischen Feldforschungen hat sich eine Mischung aus Erhebungen von quantitativen und qualitativen Daten durchgesetzt, die pragmatisch an der Fragestellung orientiert ist, wie etwa auch Martin Sökefeld in seinem Beitrag zu strukturierten Interviews deutlich macht. WissenschaftlerInnen benutzen im Idealfall jeweils die Verfahren, die mit dem geringsten Aufwand die besten Ergebnisse erzielen. Entscheidender als das Bekenntnis zu bestimmten Positionen ist, dass man bei der späteren Veröffentlichung der Ergebnisse deutlich macht, wie die Daten erhoben wurden, wie man diese später aufbereitet hat und aus welchen Gründen ein bestimmtes Erhebungs- oder Auswertungsverfahren einem anderen vorgezogen wurde. Methoden werden genutzt, um Daten als Grundlage für eine Beschreibung zu erheben, um eine Fragestellung zu beantworten oder ein Problem zu lösen. Sie sind

nicht Selbstzweck, und ihre Eignung kann immer nur an der zu beantwortenden Frage gemessen werden.

Feldforschung ist also, abgesehen von einer anfänglichen explorativen Phase im Feld, im Wesentlichen zielgerichtet. Sie ist nicht bloße Anwesenheit, sondern ein gut vorbereitetes, bewusst geplantes, theoriegeleitetes und begründetes Vorgehen. Sich über die Ziele vor der Forschung so weit wie möglich klar zu werden, ist für Auswahl und Erlernen von Methoden wichtig. Dazu mehr im Abschnitt „Vor der Feldforschung“.

In der besonderen Beziehung von Fragestellung und Gesamtzusammenhang besteht das dritte Merkmal ethnologischer Feldforschungen. Trotz der Fokussierung auf Einzelprobleme und bestimmte Fragestellungen haben EthnologInnen den Anspruch, ganzheitlich zu arbeiten, d. h.: einer Fragestellung in den Gesamtzusammenhängen nachzugehen, den jeweiligen soziokulturellen Kontext zu berücksichtigen. EthnologInnen schreiben aus diesem Grund von dem „Ideal der holistischen Forschung“: Jede Fragestellung soll – soweit möglich – in den weiteren kulturellen Kontext eingebettet werden. D. h., auch wer eine Untersuchung über die in einer Sprache vorkommenden Farbkategorien durchführt, wird sich über materielle Kultur, die Beziehung der Geschlechter, Arbeitsteilung, Religion usw. informieren müssen. Im Kontext von Globalisierung und weltweiten Verflechtungen wird noch deutlicher, dass eine holistische Herangehensweise Ideal bleiben muss – nie können alle möglichen Bezüge und Verbindungen verfolgt werden.

Die Verfasserinnen und Verfasser aller hier versammelten Beiträge betonen jeweils Verfahren und Aspekte, die spezifisch ethnologisch sind, und machen deutlich, für welche Fragen sie geeignet sind. Nicht enthalten sind in diesem Band persönliche Erfahrungsberichte, die sich auf die Umstände der Feldforschung, auf persönliche Befindlichkeiten, die Zusammenarbeit mit Informanten und Informantinnen und den berüchtigten „Kulturschock“ von FeldforscherInnen beziehen. Ausgespart wurde dieser Aspekt, weil solche persönlichen Erfahrungsberichte bereits publiziert sind (Powdermaker 1966, Bowen 1984, Fischer [Hg.] 2002). Nicht berücksichtigt wurden auch Langzeitstudien oder sogenannte *restudies*, Wiederholungsuntersuchungen, in denen der-/dieselbe ForscherIn oder verschiedene ForscherInnen dieselbe Einheit erneut untersuchen. Ein klassisches Beispiel für eine *restudy* sind die Forschungen von Robert Redfield und Oscar Lewis in Tepoztlán. Langzeit- und Wiederholungsuntersuchungen sind heute in der Ethnologie gängig. Sie sind jedoch bei studentischen Forschungen unüblich.

Im Mittelpunkt dieses Bands stehen Verfahren der Datenerhebung und deren Dokumentation. Komplexe Techniken der Datenauswertung wurden dagegen nicht aufgenommen. Solche Auswertungsverfahren sind etwa die Inhaltsanalyse von Interviews (Lissmann 2001), die Domänenanalyse zur Auswertung kognitiver Daten (Borgatti 1994) oder die Netzwerkanalyse.

Zur Netzwerkanalyse gibt es bereits eine deutschsprachige Anleitung, die im Internet frei zugänglich ist (Schneegg und Lang 2001). Nicht dargestellt ist auch das Vorgehen der Ethnopschoanalyse, weil sie eine eigene Ausbildung („Lehranalyse“ und Supervision) erfordert und für die meisten Studierenden und EthnologInnen bei einer ersten Feldforschung keine Rolle spielt.

1.1 Konzeptuelle Vorentscheidungen

Tim Ingold (2008) betitelt einen Vortrag mit *Ethnography is Not Anthropology* (wobei „anthropology“ hier gleichbedeutend mit dem deutschen „Ethnologie“ verwendet wird). Ethnographie sei die möglichst detaillierte Beschreibung des Lebens anderer Menschen, basierend auf langdauernder Erfahrung aus erster Hand. Anthropologie/Ethnologie dagegen bezeichnet die vergleichende Untersuchung der Bedingungen und Möglichkeiten menschlichen Lebens. Deshalb finden sich in diesem Band auch keine Beiträge zu historischen Methoden oder zu Verfahren des ethnologischen Vergleichs (siehe dazu Michael Bollig [2017] *Interkulturelle Vergleichsverfahren*). Ingold schreibt weiter: „My thesis is that anthropology and ethnography are endeavours of quite different kinds. This is not to claim that the one is more important than the other, or more honourable. Nor is it to deny that they depend on one another in significant ways. It is simply to assert that they are not the same“ (Ingold 2008: 69). Uns geht es in diesem Band um die Ethnographie, obwohl Ethnologie und Ethnographie eng miteinander verknüpft sind und voneinander abhängen.

Einige Bemerkungen – viel mehr ist in dieser Einleitung nicht möglich – zu konzeptuellen Vorentscheidungen vor der Datenerhebung sind notwendig. Schon das Wort „Daten“ enthält Vorannahmen darüber, was als „Datum“ gilt; wie wird es von anderen „Daten“ abgegrenzt und wie „erhoben“? Fragen danach, was gesichertes Wissen ist, worin dieses Wissen begründet ist (Evidenzkriterien) und wo die Grenzen des Wissbaren liegen, haben in der Wissenschaft, allen voran der Philosophie, zu Diskussionen geführt, die ganze Bibliotheken füllen würden. Wir können hier nur einige Hinweise geben: Für Studierende sind Einführungen in die wissenschaftstheoretischen Grundlagen zu empfehlen, die genau diese Themen ausführlich und auf die in den Sozialwissenschaften gestellten Fragen zugeschnitten darstellen. Zu empfehlen sind beispielsweise Bryan Fays *Contemporary Philosophy of Social Science* (2006) oder Mark Risjords *Philosophy of Social Science: A Contemporary Introduction* (2014). Zur Formulierung sinnvoller Forschungsfragen sind diese Grundlagen unerlässlich. Eine Einführung in die empirischen Methoden kann keinen „Werkzeugkasten“ bieten, aus dem

jede(r) losgelöst von theoretischen und wissenschaftshistorischen Kenntnissen seine Instrumente auswählt.

EthnologInnen nehmen heute ihr historisches Erbe sehr ernst und formulieren Fragen (oder Hypothesen) basierend auf den Diskussionen, die von den *Postcolonial Studies* ausgingen: Vorgefundene soziokulturelle Realitäten der Gegenwart sind nicht ohne eine genaue Kenntnis ihrer (kolonialen) Vergangenheit zu verstehen. Diese Einsicht hat sich im Fach durchgesetzt und ganz erheblich zur Erweiterung der Reflexivität der Ethnologie beigetragen. „Reflexivität“, also das Nachdenken über das eigene Fach, die Forschungspraxis und sich selbst als ForscherIn in Bezug auf die Menschen, mit denen wir zusammenarbeiten, spielt ohnehin eine zentrale Rolle in der Ethnologie.

Die Reflexion der Beziehungen zu den Untersuchten, die Kritik der eigenen Forschungspraxis, der Frage von Distanz und Nähe, von Differenz und der Repräsentation ‚des Anderen‘ sind wichtige Bestandteile des Forschungsprozesses. Ethnologische Daten liegen häufig in sprachlicher Form vor. Es werden „Texte“ gesammelt oder Beobachtungen notiert, die in wissenschaftliche Texte übersetzt werden. Die *Writing-Culture*-Debatte der 1980er und 90er Jahre, bei der es um die Frage ging, wie EthnologInnen in ihren Texten sowohl sich selbst als auch ihr Gegenüber in der Forschungssituation darstellten, hat diese Transformationen in den Mittelpunkt gestellt. Die theoretischen Auseinandersetzungen sind Gegenstand zahlreicher Publikationen und sollen hier als Anregung zum Weiterlesen gegeben werden (Berg und Fuchs [Hg.] 1993, Marcus und Fischer 1999, Robben und Sluka [Hg.] 2007).

Das Verhältnis von Theoriebildung und Beobachtungsdaten betreffend gehen EthnologInnen in ihren Forschungen eher induktiv als deduktiv vor. Das heißt, sie schließen vom Besonderen, von erfahrbaren Einzelfällen, auf das Allgemeine. Aus einzelnen Beobachtungen werden also Theorien abgeleitet. Ein reiner „Induktivismus“ wurde jedoch kritisiert (siehe die Debatte über das Induktionsproblem Risjord 2014, Kapitel 9) und ist auch in der tatsächlichen ethnologischen Forschung kaum vorzufinden – immer fließen theoretische Überlegungen und Vorentscheidungen in die Datengewinnung ein, selbst wenn sie auf Alltagstheorien beruhen. Genauso fruchtlos wie ein rein induktives Vorgehen wäre auch ausschließliche Deduktion (das Schließen vom Allgemeinen auf das Einzelne): Die Ableitung von Aussagen aus theoretischen Zusammenhängen allein wäre in der ethnologischen Forschung wenig nützlich. Die Beziehung zwischen Induktion und Deduktion ist eher als Kontinuum zu verstehen, und je nach Forschungsfrage liegt die Betonung näher an dem einen oder anderen Ende dieses Kontinuums. Hier geht es darum, den Schwerpunkt bisheriger ethnologischer Forschungen deutlich zu machen und auch zu zeigen, dass die Beziehung zwischen Daten und

Theorie keine „natürliche“ ist, sondern auf Vorentscheidungen beruht, über die man sich Gedanken machen sollte (siehe Fay 2006, Risjord 2014).

1.2 Vor der Feldforschung

Die wichtigste und erste Voraussetzung für die Durchführung einer Feldforschung oder eines Feldforschungspraktikums ist die Ausbildung. Eine Feldforschung unterscheidet sich von einer Urlaubsreise in ein „exotisches“ Land u. a. dadurch, dass man sie zielgerichtet und gut vorbereitet durchführt. Das bedeutet im Allgemeinen im Rahmen des Ethnologiestudiums die Teilnahme an Veranstaltungen zu bestimmten empirischen Verfahren und eine gute allgemeine Kenntnis ethnologischer Theorien sowie das Erlernen von Grundkenntnissen der im Untersuchungsgebiet gesprochenen Sprache und historischen Zusammenhänge. Die Studienpläne mancher Institute sehen für studentische Feldforschungspraktika oder „Lehrforschungen“ weitere Voraussetzungen vor, wie etwa den Abschluss des Grundstudiums oder den Besuch spezifischer Lehrveranstaltungen.

Das Erlernen der jeweiligen Sprache und/oder der regionalen Verkehrssprache (etwa Spanisch, Französisch, Portugiesisch, Tok Pisin oder Bahasa Indonesia) ist unerlässlich (siehe zur Bedeutung der Sprache bei der Feldforschung den Beitrag von Thomas Widlok in diesem Band). Selbst über ausgefallene Sprachen, die an Universitäten nicht unterrichtet werden, kann man sich z. B. mit Hilfe von MigrantInnen aus der betreffenden Region, die eventuell am eigenen Ort leben, vor dem Aufenthalt Kenntnisse aneignen. Bei der Vorbereitung einer Feldforschung sollte für den vorbereitenden Erwerb von Sprachkenntnissen ausreichend Zeit eingeplant werden.

Es gibt Studierende, die, von ihrer Sprachbegabung überzeugt, davon schwärmen, es sei doch viel ‚natürlicher‘, mit den Menschen im Feld die Sprache zu lernen, anstatt ‚künstlich‘ und langweilig vorher am heimischen Schreibtisch Vokabeln zu pauken. Ganz ‚natürlich‘ wird man ohnehin im Feld noch viel dazu lernen müssen. Je besser man jedoch vorbereitet ist, desto besser sind auch die zu erwartenden Ergebnisse. Es ist darüber hinaus eine Verpflichtung gegenüber den Untersuchten und den Geldgebern – egal ob es sich dabei um die eigenen Eltern oder die Deutsche Forschungsgemeinschaft handelt –, die knappe Zeit so gut wie möglich zu nutzen.

Das Erlernen der Sprache(n) setzt jedoch voraus, dass man sich bereits für eine Region entschieden hat, in der die geplante Feldforschung stattfinden soll. Es gibt zwei Möglichkeiten für die Auswahl der Feldforschungsregion: Entweder man hat gute und pragmatische Gründe, in einer bestimmten Gegend zu forschen, man kann etwa die (Verkehrs-)Sprache schon, hat dort

bereits früher gearbeitet, kann vorhandenes Material nutzen oder hat persönliche Beziehungen dorthin. Aus diesen Gründen wählt man dann ein Thema, das an jenem Ort besonders gut zu untersuchen und im theoretischen Rahmen sinnvoll ist. Eine zweite Möglichkeit ist, dass sich aus der Lektüre und theoretischen Zusammenhängen, mit denen man sich beschäftigt hat, Fragestellungen ergeben, die durch eine empirische Untersuchung geklärt werden sollen. Die Region wählt man dann danach aus, wo eine solche Fragestellung besonders gut zu untersuchen ist. Häufig ist die Entscheidung für eine bestimmte Region und eine Fragestellung tatsächlich ein später schwer zu rekonstruierender Prozess, in dem persönliche Neigungen, praktische Überlegungen und auch Zufälle eine Rolle spielen.

Weder die Auswahl der lokalen Untersuchungseinheit noch die Festlegung einer bestimmten Fragestellung muss endgültig sein. Die Planung ist vorläufig, vieles entscheidet sich erst vor Ort, muss dort den Bedingungen angepasst und revidiert werden. Forschungen sind in der Ethnologie schwerer endgültig planbar als etwa eine physikalische Versuchsanordnung. EthnologInnen lassen sich im Feld von den Menschen, mit denen sie zusammenleben, in ihren Untersuchungsinteressen beeinflussen. Dies allerdings als Argument dafür zu verwenden, ohne jeden Forschungsplan eine Feldforschung zu beginnen, wäre verantwortungslos und naiv. Der Glaube, alles genau so umsetzen zu können, wie man sich das vorher vorgestellt hat, wäre aber ebenso falsch. Auch wenn für viele Gebiete, in denen EthnologInnen arbeiten, eine Vielzahl von Publikationen vorliegt, kann man nicht vorhersehen, ob während der Feldforschung an einem ganz bestimmten Ort das Thema modifiziert oder eventuell ganz aufgegeben werden muss (siehe zu diesem Problem auch Hauser-Schäublin in diesem Band). Die einzige Möglichkeit besteht also darin, sich so gut es geht vorzubereiten, eine begründete Wahl von Ort und Thema zu treffen, aber gleichzeitig darauf gefasst zu sein, dass man später eventuell davon abweicht. Auf der Basis einer präzisen Beschreibung des ursprünglichen Plans und der Dokumentation der Gründe für Abweichungen im Feld kann man später Geldgebern oder BetreuerInnen gegenüber rechtfertigen, warum etwa das Thema verändert wurde.

Der Prozess der Themenfindung und der Wahl des Ortes wird wesentlich auch durch die Lektüre beeinflusst. Nur durch Lesen kann man sich vorab ein Bild von den in der Region bereits untersuchten Themen, von speziellen Problemen, vom kulturellen Kontext und von lokalen Gegebenheiten machen. Aber auch Gespräche mit KommilitonInnen bzw. KollegInnen, die regional oder thematisch vergleichbare Interessen haben, können häufig Informationen beisteuern, die für eine spätere Entscheidung ausschlaggebend sind. Es kann auch sinnvoll sein, sich mit spezifischen Fragen an E-Mail-Listen zu wenden, die es sowohl mit regionaler als auch thematischer Ausrichtung

gibt. Für OzeanistInnen bietet z. B. die *Association for Social Anthropology in Oceania* (ASAO) eine solche Liste an. Wie man sich einträgt und eine Frage an alle verschickt, ist auf der ASAO-Homepage erklärt (www.soc.hawaii.edu/asao/pacific/hawaiki.html). Diese E-Mail-Liste stellt ein Forum dar, in dem sehr offen, hilfsbereit und kompetent auf Fragen und Probleme eingegangen wird. Auch Nicht-Mitglieder können hier mitdiskutieren. Am besten liest man jedoch, bevor man sich beteiligt oder eine Frage stellt, eine Weile mit, um den spezifischen ‚Stil‘ der Kommunikation kennenzulernen.

Am Anfang steht also auf jeden Fall die Formulierung der Zielsetzung: Was soll bei der Untersuchung herausgefunden werden? Was möchte ich wissen? Anregungen für Fragestellungen können sein: (1.) theoretische Überlegungen in der Fachliteratur, (2.) die Feststellung, dass ein bestimmter Themenbereich bislang empirisch nicht untersucht wurde oder (3.) dass eine Untersuchung dazu beitragen soll, ein gesellschaftlich relevantes Problem zu beschreiben und damit zur Lösung beizutragen. Eine solche an gesellschaftlich relevanten Themen orientierte Forschung würde etwa untersuchen, wie Aids-Prävention in einer bestimmten Region sinnvoll betrieben werden könnte. Nach eingehender Literaturrecherche müsste diese Zielsetzung in Untersuchungsfragen zerlegt werden, deren Beantwortung zur Problemlösung beitragen könnte. Immer ist die Zielsetzung der Forschung auch durch persönlich bestimmte Werturteile beeinflusst.

Für Studierende und DoktorandInnen ist bei der Formulierung der Zielsetzung und der Suche nach einer zu bewältigenden Fragestellung neben Gesprächen mit KommilitonInnen und erfahrenen EthnologInnen die Auseinandersetzung mit dem Betreuer oder der Betreuerin entscheidend. In der Sprechstunde zu sagen: „Ich möchte was über Tätowierungen machen, weil, ich hab’ mir auch gerade eine machen lassen und irgendwie finde ich das total spannend“, ist ein Gesprächseinstieg, der als erste Annäherung an ein Thema wenig bringt. Gegen einen persönlichen Bezug ist nichts einzuwenden, aber besser wäre es, für Thema, Region, Zeitplan und Vorgehen bereits konkretere Vorschläge zu erarbeiten, sie für sich selbst zu begründen und einen ersten Blick in die Literatur zu werfen. Zu den möglichen Themen sollte man sich schon vorher Notizen machen. In einem ersten Gespräch kann man dann abwägen, was für das eine und was für das andere Thema spricht. Das häufigste Problem bei der Formulierung von Themen für Feldforschungen sind viel zu weit gefasste Fragestellungen, die man gemeinsam eingrenzen und in Teilprobleme zerlegen muss.

Diese ersten Klärungen müssen nachbereitet werden. Wenn sich Studierende in einem einstündigen Gespräch über eine anstehende Feldforschung, bei dem zahlreiche Aspekte zur Sprache kommen, keine Notizen machen, dann ist fraglich, was am Ende überhaupt erinnert wird. So, wie man sich in der Feldforschung auf keinen Fall auf sein Gedächtnis verlassen darf, sollte

man es auch zu Hause nicht tun. Also muss man bei Gesprächen auf jeden Fall Stichwörter notieren und sich hinterher ein Fazit aufschreiben, zu welcher Übereinkunft man gekommen ist, etwa: Thema muss eingegrenzt und ein Zeitplan erstellt werden, oder jemand, der die Gegend gut kennt, sollte gefragt werden, was er von einem längeren Aufenthalt im Dorf XY hält. Bei einem zweiten Gespräch kann dann genau an dieser Stelle angeknüpft werden, und man fängt nicht wieder von vorne an.

Sind diese ersten Schritte getan, sollte ein Exposé geschrieben werden (für ausführlichere Anregungen zu wissenschaftlichen Arbeitstechniken siehe Beer und Fischer 2000). Ein Exposé dient dazu, Vorgehen und Fragestellung zu fixieren und zu verdeutlichen. Es hilft dabei, sich selbst über das Vorhaben klarer zu werden und ist für die/den BetreuerIn und eventuell auch für den Antrag auf ein Forschungsvisum oder bei Geldgebern notwendig. Ein Exposé muss Zielsetzung und Organisation des Vorhabens knapp, übersichtlich und präzise darstellen. Es sollte rechtzeitig vor der geplanten Feldforschung abgegeben werden, damit eventuelle Probleme noch geklärt werden können. Es sollte auch für LeserInnen, die mit Region und Thematik nicht vertraut sind, verständlich sein. Das Exposé muss neben allgemeinen Angaben zur Person die folgenden Punkte enthalten:

- Begründung der Wahl des Themas: Wie ist man zu dem Thema gekommen? Welche Anlässe gab es? Worin liegt die Relevanz des Themas?
- Vorarbeiten und Vorkenntnisse: Welche Vorkenntnisse (etwa Sprachkenntnisse, besuchte Lehrveranstaltungen) sind vorhanden? Welche Vorarbeiten wurden geleistet (etwa Anfragen bei Personen im Forschungsgebiet, Spracherwerb, Kontaktaufnahme)?
- Zielsetzung, Untersuchungsschwerpunkt und Fragestellung(en): Die Fragestellung sollte präzise formuliert werden und das Thema nicht zu umfangreich sein
- Literaturlage zum Thema: Regional und themenbezogen ein knapper Abriss, was zur Vorbereitung gelesen wurde
- Methoden: Beschreibung der anzuwendenden Verfahren und Techniken
- Arbeits- und Zeitplan: Knappe Beschreibung der Arbeitsschritte und des Zeitplans von der Vorbereitung über die Ankunft im ‚Feld‘ bis zur Auswertung

Für alle Vorentscheidungen, warum und wie ein Thema in einer Feldforschung untersucht werden soll, müssen Argumente angeführt werden. Jeder Schritt muss begründet sein. Das bedeutet Nachdenken und Auseinandersetzung mit Fragestellung und Methoden schon vor der eigentlichen Feld-

forschung. Leider gibt es Argumente, die immer wieder genannt werden, aber keine ausreichende Begründung geben. Ein geplantes Vorgehen sollte auf keinen Fall mit einer der drei folgenden Arten von Argumenten vertreten werden: 1. Neu versus Alt: „Das war schon immer so...“ – oder „Das ist das Allerneueste!“ 2. Personenbezogen: „Das machen alle so“, „das hat bisher noch keiner gemacht“ oder: „XY hat das auch gemacht“ und 3. Gefühlsbekundungen: „Das ist unheimlich interessant!“ Diese Arten von Argumenten werden hier angeführt, weil sie häufig sind – und wahrscheinlich auch tatsächlich einen Anstoß zu erstem Interesse geben. Aber sie sind hier auch deshalb wiedergegeben, weil man versuchen muss, durch Nachdenken und intensivere Beschäftigung mit dem Gegenstand über sie hinauszukommen und dazuzulernen.

Erst wenn das Ziel festgelegt ist, ist auch die Formulierung aller Argumente für oder gegen bestimmte Teilfragen, die Anwendung bestimmter Methoden auf dieses Ziel hin möglich. Das gilt für viele Arbeiten und Lebensbereiche, wenn man den Anspruch hat, ‚vernünftig‘ und systematisch vorzugehen. In der Wissenschaft ist es unumgänglich, so vorzugehen. Das ist anstrengend, aber notwendig und auch gerechtfertigt, denn für eine Feldforschung nimmt man Hilfe und Zeit vieler anderer Menschen in Anspruch und geht damit auch eine moralische Verpflichtung ein, sein Tun angemessen zu begründen.

Selbst wenn die Fragestellung festgelegt ist, besteht häufig noch ein Problem darin herauszufinden, mit welchen Methoden man sich dem Thema am sinnvollsten annähert. Grundsätzlich gibt es zwei Vorgehensweisen, die in ethnologischen Forschungen häufig miteinander kombiniert sind: beschreibende, deskriptive und problemorientierte, hypothesenprüfende Untersuchungen. Die Lebensweise einer Gruppe erstmalig in ihrem Gesamtzusammenhang zu beschreiben, ist heute nur noch selten Ziel einer Feldforschung. Es gibt jedoch Teilbereiche, die nicht oder bislang zu wenig untersucht worden sind und erstmals bearbeitet werden müssen. Etwa die Fragen: Welche Bedeutung haben Gerüche im Alltagsleben? Oder: Wie verbringen Kinder einer bestimmten ethnischen Gruppe ihren Alltag? Aber auch bei solchen Beschreibungen spielen häufig Vorannahmen und damit Hypothesen eine Rolle. Über die Beschreibung eines kulturellen Teilbereichs hinaus arbeiten EthnologInnen heutzutage verstärkt problemorientiert, auch wenn sie ihre Hypothesen nicht so explizit formulieren, wie das in anderen Sozialwissenschaften üblich ist (ein gutes Beispiel für ein hypothesenprüfendes Forschungsdesign gibt Diekmann 2007: 200 ff.). Bei deskriptiven Untersuchungen sind präzise Angaben, welche Merkmale bei welcher Bevölkerung beschrieben werden sollen, und bei problemorientierten eine präzise formulierte Hypothese wichtigste Voraussetzung. In ethnologischen Feldforschungen spielen meist beide Voraussetzungen eine

Rolle und werden in der explorativen und der problemorientierten Phase des Feldaufenthaltes unterschiedlich gewichtet.

Ist die Zielsetzung klar, können die angemessenen Methoden ausgewählt werden. Zum einen muss man dazu mehr über Voraussetzungen sowie Vor- und Nachteile einzelner Methoden wissen, wozu dieser Band beitragen soll. Zum anderen ist es meist notwendig, das Thema in weitere der Untersuchung zugängliche Teilfragen zu zerlegen. Dabei muss man darauf achten, dass diese sich tatsächlich auf Aspekte beziehen, die sich entweder in eindeutigen Verhaltensweisen ausdrücken und/oder sich direkt abfragen lassen. Das heißt, die verwendeten Begriffe müssen definiert und operationalisiert werden. „Operationalisierung“ bedeutet, den gewählten Begriff der Messung, der Beobachtung bzw. Befragung zugänglich zu machen (siehe Lang 1994: 19 ff.). Es gibt sehr abstrakte Begriffe, die schwer operationalisierbar sind. Leider haben Studierende häufig gerade für solche eine besondere Vorliebe: Da soll beispielsweise „Identität“ oder „Ethnizität“ bei den XY untersucht werden. Andere Fragestellungen dagegen, wie beispielsweise: „Die Weitergabe von Land bei den XY“ sind weniger beliebt. „Weitergabe“ wäre genauer zu definieren, etwa als die Übertragung von Rechten an Land (gibt es verschiedene Besitz-, Eigentums-, Nutzungsrechte?) von einer Person an eine andere. Land könnte verschenkt, vererbt, verkauft, verpachtet etc. werden. Mit Kartierungen und ethnographischem Zensus kann man Besitzverhältnisse für einen bestimmten Teil der Bevölkerung festhalten. Bei der Untersuchung von Genealogien könnte auf die Frage eingegangen werden, wer von wem welches Landstück geerbt hat, und man könnte Gerichtsverhandlungen um Landkonflikte systematisch beobachten, Erzählungen über Konflikte, Schenkungen oder Verkauf von Landstücken aufnehmen etc. Wenn es dagegen um „Identität“ geht, ist es schon schwer zu sagen, was das ist, und häufig noch schwerer zu beschreiben, wie sie sich ausdrückt. Nutzt man etwa das Tragen bestimmter Kleidungsstücke oder die Zubereitung spezieller Mahlzeiten als beobachtbare bzw. erfragbare Merkmale „ethnischer Identität“, baut man bereits auf die Hypothese auf, dass sie tatsächlich eine solche Bedeutung haben und nicht bloße Gewohnheiten sind. Das soll nicht heißen, dass Untersuchungen über „Identität“ unmöglich sind; es geht darum zu zeigen, welche Probleme die Wahl von Fragestellungen und Begriffen bei der empirischen Umsetzung erzeugen kann.

Ein weiteres Kriterium für die Wahl der Methoden ist deren Eignung im gewählten ethnographischen Kontext, für die spezifischen Bedingungen in der untersuchten Gesellschaft. Bei einer Forschung in modernen Industriegesellschaften oder in Städten kann etwa die Teilnahme weit schwieriger sein als in einem Dorf in den Tropen, wo sich ein Großteil des alltäglichen Lebens ohnehin für alle sichtbar außerhalb des Hauses vollzieht (siehe zu diesem Problem den Beitrag von Brigitta Hauser-Schäublin zur Teilneh-

menden Beobachtung in diesem Band). Insgesamt muss man versuchen, mit gesundem Menschenverstand und durch Kenntnis bestimmter Methoden die Angemessenheit von deren Anwendung abzuschätzen. Meist hilft auch ein Vorversuch (*pretest*) zu Beginn der problemorientierten Phase der Feldforschung. So kann festgestellt werden, ob Aufwand und Nutzen eines bestimmten Verfahrens in einem akzeptablen Verhältnis zueinander stehen.

Um sich alle Argumente für und gegen die gewählte Region, Fragestellung, Teilfragen und Methoden vor Augen zu führen, sind immer wieder Gespräche und Diskussionen mit KollegInnen, erfahrenen Feldforschenden und KennerInnen der Region notwendig. Auch die Vorstellung des eigenen Feldforschungsvorhabens in einem Seminar bzw. Kolloquium oder bei einer Tagung kann in der Diskussion zu neuen Anregungen, Ideen und eventuell zur Revidierung von Teilaspekten führen. Schließlich ist es unerlässlich, sich bereits im Vorfeld einer ethnologischen Forschung auch über mögliche ethische Probleme, die auftreten können, Gedanken zu machen. Dies beinhaltet Überlegungen dazu, wie man die Forschungsteilnehmenden über das Projekt informieren möchte, wie man ihr Einverständnis einholen möchte, welchen Nutzen sie überhaupt von der Forschung haben, aber auch, wie man vermeiden kann, dass den Forschungsteilnehmenden Nachteile entstehen, usw. (siehe dazu den Beitrag von Hansjörg Dilger).

Es gibt neben den dargestellten inhaltlichen auch eine Reihe praktischer Vorbereitungen, die getroffen werden müssen. Viele unterscheiden sich nicht von touristischen Fernreisen: Sei es Klärung der Krankenversicherung, Impfungen und Malaria-Prophylaxe oder des Visums und der Forschungsgenehmigung. Die Beantragung einer offiziellen Forschungsgenehmigung allerdings sollte in Zeitaufwand und Bedeutung nicht unterschätzt werden. Kontaktaufnahme zu Universitäten, Bibliotheken, Museen, Kirchen, KollegInnen oder EntwicklungshelferInnen im Land ist unbedingt ratsam. Man sollte bei den genannten Institutionen oder Personen schon vorher sein Kommen ankündigen. So erfährt man beispielsweise, ob eventuell KollegInnen in der Nähe arbeiten, ob Materialien in Archiven und Bibliotheken zugänglich sind und ob man bestimmte Bescheinigungen zu deren Benutzung braucht.

Zur Einschätzung der entstehenden Kosten oder für die Beantragung von Forschungsgeldern ist es notwendig, rechtzeitig Kostenvoranschläge für Flüge und die notwendigen technischen Hilfsmittel einzuholen. Mit der Frage, mit welchen Ausgaben vor Ort zu rechnen ist, sollte man sich an KollegInnen wenden, die schon in der Region gearbeitet haben. Auch die Entlohnung der Familie, bei der man eventuell lebt, und einzelner InformantInnen, die viel Zeit aufwenden, sollte man einplanen. Heutzutage haben die meisten Menschen, selbst in abgelegenen Gebieten, ein Einkommen, und mindestens den Verdienstausschlag sollte man ersetzen. Nicht immer muss Entlohnung

sich an Einzelne richten, häufig kann sich auch ein Beitrag ergeben, welcher der ganzen Gemeinschaft zugute kommt. Etwa ein Zuschuss zum Bau einer Schule, zur Befestigung eines Weges, zum Bau einer Pumpe o. ä. Es muss auch nicht immer nur Bargeld sein. Häufig sind zusätzlich mitgebrachte Dinge aus der nächsten Stadt, Fahrdienste, Hilfe bei Behördengängen, Krankentransporte oder Unterstützung bei Schriftverkehr und Übersetzungen Dienste von EthnologInnen, die sehr geschätzt werden.

Auch die Anschaffung von Ausrüstung und Geräten (Computer, Software, Kamera, Tonaufnahmegerät, Videokamera, Kompass) sollte nicht im letzten Moment geschehen. Denn grundsätzlich gilt, dass man sich mit Geräten vor der Reise vertraut machen muss. Nur so bemerkt man, ob es bei der Bedienung größere Probleme als erwartet gibt, und kann einschätzen, wie die Resultate sein werden. Wer zur Anlage von Feldern oder über Landbesitz arbeiten will, sollte rechtzeitig lernen, wie man einen Kompass zur Vermessung und Kartierung von Landstücken benutzt. Zu Beginn der Feldforschung hat man anfänglich mit so vielen äußeren Problemen und ungewohnten Bedingungen zu kämpfen, dass die Sicherheit in der Bedienung aller Geräte eine erhebliche Entlastung bedeutet. Vor allem bei Reisen in die Tropen können Wasserfilter, mit spezifischen Mitteln behandelte Moskitonetze o. ä. notwendig werden. Was davon vor Ort oder was schon zu Hause angeschafft werden muss, erfährt man von KollegInnen, die in der Region gearbeitet haben.

EthnologInnen mit Erfahrung in der jeweiligen Region können am besten Auskunft darüber geben, womit man vor Ort Freude macht. Sehr zu empfehlen ist es, einige Dinge aus dem eigenen Umfeld mitzunehmen: Fotos von der eigenen Familie und Freunden, von der Wohnung, vom Arbeitsplatz und der Umgebung, verschiedene Sorten ‚deutscher Musik‘ und eventuell Videos über Deutschland. Der Unterhaltungswert von EthnologInnen ist ohnehin groß, und Erzählungen an langen Abenden über ‚das Leben zu Hause‘ werden mit Freude aufgenommen und sind gut mit Bildern zu illustrieren. So wird deutlich, dass auch EthnologInnen keine unsozialen Menschen sind und ebenfalls Verwandtschaft und ein soziales Netzwerk haben.

1.3 ... im Feld ...

Erste Kontakte zu KollegInnen, die schon vor Ort waren, zu Institutionen (etwa Universitäten, Behörden oder Bibliotheken) im Land haben im Allgemeinen bereits stattgefunden, bevor man ‚im Feld‘ ankommt. Am gewählten Ort der Forschung finden nun aber die ersten Begegnungen mit den Menschen statt, um die es eigentlich geht. Es sind diejenigen, mit denen der Eth-